„Der Krieg ist die Hölle.“

Aus der Kriegszeit eines elsässischen Soldaten. Von **Oskar Wöhrle.**

(3. Fortsetzung.)

Erst bei vollständiger Dunkelheit wird abgebaut. Wir dürfen wieder einmal keine Zelte bauen, sondern müssen an den Geschützen schlafen. Das heißt, es schläft, wer kann. Es ist nicht besonders kalt, doch der Boden gibt Feuchtigkeit aus. Nach Mitternacht fällt starker Tau. Diese Nässe bringt bis auf die Haut und läßt keine Ruhe mehr aufkommen. Noch vor der Sonne sind wir munter und fahren weiter, das Tal hinauf. Links vom Bahnhof nehmen wir Stellung. Wir schnallen das Schanzzeug ab und fangen an, eine Geschützdeckung auszuheben. Neben uns arbeitet die 6. Batterie. Das zweite Haubitzhalbbataillon ist an der Lagerstelle zurückgeblieben. Nach zwei Stunden bringt ein Meldereiter den Befehl, unsere Batterie soll weiter vorfahren, dem großen D. zu. Wir rücken ab. Von diesem Augenblick an sind wir aus dem Bataillensverband losgelöst und bilden eine selbständige Formation. Wir gehören nicht mehr dem . . . . Armeekorps an, sondern dem . . . Reservearmeekorps und zwar der . . . Reservedivision. Derweil wir fortraben, fängt die 6. Batterie an zu feuern. Sie streicht die D., auf der noch Reste der französischen Infanterie vermutet werden. Bald fallen die Pferde ab und ziehen im Schritt; denn zum Traben ist die Straße zu steil. In langen, wohlausgefüllten Schlangenlinien zieht sie sich dem Gipfel des D. zu. Der großen Steigungen wegen müssen wir an manchen Stellen die Pferde unterstützen und kräftig in die Speichen und in die Zugtaue greifen. Kurz unter dem größeren Gipfel machen wir Halt und lassen die Gäule verschnaufen.

Dann heißt es: Augen auf! Ohren auf! Die Gipfelkuppe muß im Galopp genommen werden. Die Fahrer schreien Mord und Tod. Es nützt nichts, die Gäule kommen kaum voran. Die Fahrer lassen die Gerten sausen. Die gequälte Kreatur gibt ihr Letztes her und rennt, als ob ihr der Satan im Genick säße. Die Kanoniere kommen gar nicht mehr mit bei der wilden Jagd. Ganz instinktmäßig greife ich nach dem Lederriemen der Mündungskappe und lasse mich nachschleifen.

Mit noch einem Mann komme ich oben an. Mit Hilfe der Fahrer protzen wir ab. Die freigewordenen Protzen sausen sofort zurück. Erst acht Minuten später kommen die Munitionswagen, und noch weitere fünf Minuten später zottelt der Rest der Bedienungsmannschaften daher, außer Atem und halb tot von dem raschen, steilen Anstieg. Der Hauptmann läßt alle Register seines Zornes spielen und wettert in sämtlichen zwölf preußischen Tonarten. Er erfindet in der Hitze Flüche von überraschender Fülle des Ausdrucks. Zu den Unteroffizieren sagt er, das Ganze sei eine widerliche Schlamperei gewesen. Das Schlimmste ist, der Hauptmann hat Recht. Wären wirklich noch Franzosen in den Wäldern versteckt, sie hätten uns in aller Gemächlichkeit abschießen können wie Osterhasen.

Der Hauptmann reitet mit den Fernsprechern vor und richtet die Beobachtung ein. Zwei Schüsse werden abgegeben. Schon der erste sitzt, wie Esau im Linsenmus, mitten im Kirchturm von R . . ., ein hübschen Flecken im Tal unten. Nach dem zweiten Belfer kommt ein Reiter geritten und schreit, wir sollten Pulver und Granaten sparen, das Dorf sei bereits von den Unseren erstürmt und besetzt. Das gibt dem heißen Tag sein Ende. Die Protzen kommen. Wir fahren nach links vorwärts und beziehen dann im dichten Walde Ruhestellung. Heute ist sie wohl verdient.

* * *

Solange noch die Bergnebel liegen, bauen wir Mannschaftsdeckungen; sobald aber die Aussicht frei wird, fahren wir in die gestrige Stellung und bummern nach Noten.

Gegen Mittag machen wir uns von neuem marschbereit. Der Hauptmann läßt uns antreten und hält eine kleine Ansprache. Er sagt, wir kämen jetzt über die Grenze. Wenn wir Franzosen sähen, sollten wir keinen Zorn haben, sondern uns manierlich aufführen und unseren guten deutschen Namen hoch und in Ehren halten.

Mit lautem Sang verlassen wir den deutschen Boden. Beim Grenzpfahl wird Halt gemacht; aber nicht aus Notwendigkeit, sondern lediglich des Symbols wegen. Die Franzosen haben die Grenztafel zerstört und den eisernen deutschen Adler herausgerissen. Das ist keine Leistung, die Eindruck macht. So gebärden sich Kinder, wenn sie eine Wut haben und nichts erreichen können.

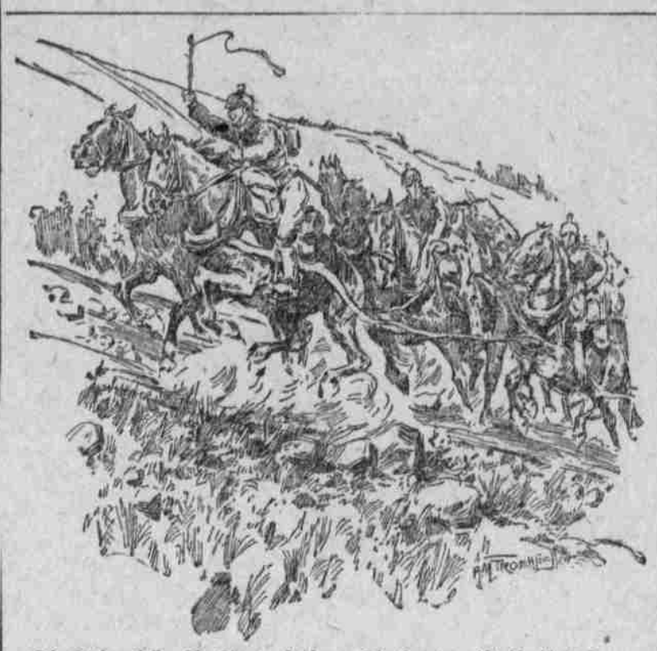
* * *

Ein Bauer aus Westfälingen fragt: „Ja, sind wir denn nicht in Frankreich, im Lande unseres Erbfeindes? Hier sieht es doch gar nicht anders aus als im Elsaß, das doch deutsch ist. Es sind doch hier die gleichen Berge, die gleichen Täler, die gleichen Bäume, die gleichen Blumen und die gleichen quirlenden Bäche wie bei uns drüben.“ Ja, darüber wundern sich viele, daß Frankreich nicht so verrufen und so verschrauen aussieht, wie es vielerorts gemalt wird. Es ist kein Affenland, es wohnen auch Menschen darin und keine schlechte Rasse. Und daß sie andere Anschauungen und andere Redensarten haben, als wir, darüber dürfen wir nicht rechten. Aber wenn man eine Weile da ist, merkt man doch, daß man auf keinem deutschen Boden wandelt. Das Gras wächst stellenweise bis weit in die Straße hinein.

In R . . . sagt der Hauptmann, weil wir uns heute so gut gehalten hätten, bewillige er für die Nacht Quartier. Aber wir sind gewohnt, daß gemeiniglich gerade aus den schönsten Vorhaben nichts wird, und sind darum auch gar nicht enttäuscht, als wir erfahren, daß die wenigen Häuser und Gehöfte, die die Ortschaft ausmachen, bereits bis unter das Dach von Soldaten besetzt sind. So geht es uns Bumsern überall. Wo wir hinkommen, da haben die Herren Infanteristen schon das Gelände abgegrast, und wir dürfen uns mit dem Zuschauen begnügen.

In einer Wiese vor dem Orte schlagen wir ein Lager auf, machen kleine Feuer an und lassen uns von den Sternen bescheinen.

Der Feldwebel hat ein gutes Werk getan und uns verraten, daß heute Sonntag sei. Wenn er's nicht gesagt hätte, wüßte keine Seele davon. Nichts wird im Felde schneller vergessen als der Kalender. Hier gilt eine neue Art der Zeitrechnung, etwa nach dem Modus: „Seit der Zeit, da ich zum letztenmal einen warmen Löffelstiel im Leibe gehabt habe,“ oder, wenn man etwas sehr weit Zurückliegendes bezeichnen will: „Damals, als ich noch das Vergnügen hatte, in Betten zu schlafen . . . .“



Die Fahrer lassen die Gerten sausen. Die Kreatur gibt ihr Letztes.

Dieser Sonntag zeichnet sich aber aus. Er gibt uns einen kleinen Einblick in das große, komplizierte Uhrwerk militärischen Getriebes. Er zeigt uns, wie sich eine Division formiert.

Aus allen Ecken und Enden kommen Infanterietruppen, einzeln und in lokalen Verbänden. Es will gar kein Ende nehmen. Immer und immer wieder schieben sich neue Massen ein. Zuerst reitet Kavallerie zu beiden Seiten des Weges vor, dann kommt eine kleine Infanteriespitze. In etwas weiterem Abstande folgt ein Trupp Radfahrer. Diesem schließt sich ein großer Haufen Infanteristen an, wohl an die anderthalb oder zwei Regimenter. Hinter dieser Fußtruppe reitet eine Schwadron Ulanen mit lustig flatternden Fähnchen. Hinter den Ulanen rasseln die Maschinengewehre daher und nach diesen wir, die Fußartilleristen, noch vor der Feldartillerie. Was nachher kommt, ist so in die Weite gedehnt und so vielgestaltig, daß es sich gar nicht mehr überschauen läßt. Aber in seiner Masse vermittelt es eine Ahnung von der Volkskraft, die sich in diesem Augenblick über die Grenzen wälzt. Und man ist stolz und erschüttert, ein Deutscher zu sein.

Den Erfahrungen des verflossenen Tages nachgehend, bekommen wir von . . . . ab eine Infanteriebedeckung mit, für jedes Geschütz acht Mann und einen Unteroffizier. Diese marschieren hinter den Haubitzen her und müssen in der Hitze viel Staub schlucken. Wir aber thronen stolz auf den Protzen.

Gegen Abend fahren wir vor einem brennenden Dorfe in Stellung. Dorf ist vielleicht zu viel gesagt, denn es sind höchstens zwölf bis fünfzehn Anwesen. Aber jedes brennt lichterloh, in einem gespenstischen Rot, wie es nur ein Kriegsfeuer haben kann. Das flackernde Gebälk schmarcht und kracht, und das geängstigte Vieh, das in den Ställen eingesperrt ist und nicht mehr herausklann, schreit mit einer solchen Todesangst, daß man es nicht mehr mit anhören kann. Aber bald läßt das Dröhnen unserer Geschütze jeden anderen Lärm in der Runde vergessen.

Heute geht nicht alles so glatt und geschniegelt ab, wie sonst; wir kriegen unseren ersten Sonntagssegen: feindliches Feuer mitten in die Batterie hinein. Etwa zweihundert Meter rechts von uns führt unten im Thal die schönste Straße hin. Diese wird von den Franzosen dauernd und mit Geschick unter Feuer gehalten, um jeden Aufmarsch unsererseits zu verhindern. Ein Glück für uns, daß wir nicht auf der Straße selbst in Stellung gingen, wie es ursprünglich geplant war, sondern höher hinauf, am Bergabhange. Sonst wäre uns die Gurgel schon zeitig abgedrückt. Denn eine Granate nach der anderen schlägt seitwärts in der Höhe unserer Batterie ein. Aber unsere Führung läßt sich noch immer nicht schrecken, sondern läßt auch fernerhin so viel Feuer hinaus, als es nur irgendwie geht. Daher gehen die Franzosen auf die Suche und tasten mit ihren Schrapnells die ganze Gegend ab. Bald krachen ihre Einschläge vor und hinter und zwischen unseren Geschützen. Es wird so ungemütlich, daß der Hauptmann die Protzen kommen läßt. Im Galopp geht es dann den Berg hinunter, auf Hals- und Beinbruch, und ein Stück weiter vor. Unterweil ist es dunkel geworden; die Pferde müssen sich den Weg selber suchen, die Fahrer können nur wenig dazu tun. Plötzlich gibt es an der Spitze Stockung. Vorsichtig flackert ein Licht auf. Sechs tote Pferde liegen mitten im Fahrweg, daneben ein aneinandergerissener Munitionswagen. Da sage noch einer, französische Granaten hätten keine Wirkung!

Eine Viertelwegstunde wird getrabt, dann geht's zur Rast in eine Malte hinein. Die Gäule dürfen nicht abgeschirrt werden, sondern müssen die ganze Nacht über an den Geschützen bleiben und auf dem Sprunge sein. Auch wir Mannschaften dürfen uns nicht hinlegen. Wenn einer schlafen will, muß er es im Stehen tun.

Es geht wieder vorwärts, langsam zwar, aber immerhin vorwärts. Das ist das beste, was dem Soldaten passieren kann, nur nicht still liegen! Als wir links um eine Waldecke herumbiegen, taucht unvermutet, wie ein Stern aus dem Abend, ein Schlößlein auf. Unter großem Hallo wird ein Auto aus einem Schuppen geschleppt.

Nachher kommen wir in einen dichten Wald. Es dunkelt; das Tempo verlangsamt sich noch mehr. Die Infanterie an der Spitze muß erst den Weg frei machen: es halten sich noch Franzosen in dem Gestrüpp. Vor uns belfern in einem fort die Maschinengewehre: rattaktaktat! Der Weg wird gefährlich, wir müssen aufpassen. Linker Hand haben wir den Berg, da geht es sehr steil hinauf, und rechter Hand, da geht es sehr gäch hinunter.

An den Wegkurven steht der Hauptmann und leuchtet mit seiner Taschenlaterne, bis jedes Geschütz durch ist. Jede Minute gibt es neuen Aufenthalt. Vor uns setzt jedesmal ein wütendes Geschieße ein. Wir wissen nicht mehr, wer feuert, ob die Unseren oder die Franzosen.

Nachts um drei Uhr erreicht uns der Befehl: Das Hanze Halt! Wir bleiben halten, wo und wie wir gerade sind, die Gäule im Geschirr, wir Kanoniere auf den Protzen. Vor dem Einschlafen geht mir immer und immer wieder ein Lied durch den Kopf:

Die Sterne haben Stunden,
Die Stunden haben Runden
Und werden abgelöst.
Drum, Schildwach', sei getrost.

* * *

Nach Sonnenuntergang fahren wir weiter durch den Wald, den Berg hinunter. Jetzt, da die Sonne der Landschaft in die Runzeln leuchtet, sehen wir erst, was für Arbeit unsere Maschinengewehre in der Nacht geleistet haben. Die wütenden Kugeln durchschmetterten Bäume von dreißig Zentimeter Dicke und sägten sie stellenweise glatt um. Tote Franzosen liegen zu beiden Seiten des Weges, in allen Stellungen, die man sich nur denken kann.

Viele Verwundete sitzen in den Gebüschen und in den Sträuchern. Sie schreien und weinen zum Gotterbarmen, wenn unsere Soldaten auf sie zukommen. Die armen Teufel haben Angst, sie würden totgeschlagen. Einige, die noch Kraft zum Springen haben, laufen davon, bleiben aber gleich wieder stehen und lassen sich fangen wie unflügge Vögel, die aus dem Nest genommen werden.

Keine Seele tut ihnen was. Sie werden nur neugierig angeschaut und von Abteilung zu Abteilung weitergegeben, bis sie endlich hinten beim Schwamm landen.

* * *

In S. gibt's keinen Aufenthalt; ungesäumt fahren wir zur Westseite hinaus. An einer Straßenbiegung, hinter einer ziemlich hohen Böschung, gehen wir in Stellung. Der Hauptmann läßt nach der Karte schießen. Links und rechts von uns entwickeln sich Infanteriekolonnen und marschieren über die Aecker, das Gewehr unterm Arme, im Schlenderschritt, als gälte es einen kleinen Ausflug.

Hinter uns postiert sich im freien Feld leichte Artillerie. Sofort richten die Franzosen ein wohlgezieltes Feuer in die Gegend. Die Schüsse fallen zu kurz. Was der Feldartillerie zugedacht ist, schlägt in unserer Nähe ein. Das Fiehlen und Schmiehlen der Schrapnells und Granaten wird so bösartig und die Splitterspritzerei so gefahrdrohend, daß wir auf den Befehl des Hauptmanns hin die Geschütze stehen lassen und uns hinter die Böschung verkriechen. Hier sind wir, so lange kein Volltreffer kommt, ziemlich sicher.

Die Welschen müssen wohl merken, daß die Maus am Speck ißt; denn sie schießen von Minute zu Minute heftiger.

Der Hauptmann läßt die Protzen herankommen. Die rasten mit einer Geschwindigkeit, wie sie nur die Angst vor dem Tode verleiht. Auch die Pferde scheinen die Gefahr zu merken; denn sie rennen, was sie nur können. Die drei ersten Geschütze haben Glück und entkommen unbeschädigt aus der Feuerzone. Das vierte aber erhält, eben als es mit prachtvollem Schwunge die Kurve nimmt, einen Volltreffer. Durch die Gewalt des Schusses wird es in den Graben geworfen. Die Bedienungsmannschaften schüttelt es durcheinander wie Buttermilch, aber keiner wird verwundet. Es gibt doch noch glückliche Zufälle! Nun rasch die Gäule ausgehängt, die Stränge zerschnitten! Laßt das Geschütz liegen und tigert los, nichts wie los! Schaut nur nicht hinter euch!

In S. rasten wir eine Weile auf dem Marktplatz und lassen den Schrecken verfliegen. Ein Feldgendarm kommt und sagt, aus den Häusern in der Hauptstraße würden Spiegelsignale gegeben. Der Hauptmann will den Schmus nicht glauben, aber durch die Zureden des Leutnants läßt er sich bewegen, einige Patrouillen auszuschicken. Diese suchen die als verdächtig bezeichneten Häuser, aber können trotz mehrmaligen Suchens nichts finden. Ein Patrouillenführer, der Gefreite Kaczmarek, wird von einer verirrten Schrapnellkugel getroffen und muß tot zurückgelassen werden. Die Franzosen bilden sich ein, die ganze Stadt stecke voller Deutschen und halten aus dieser Einbildung heraus alle Viertel, besonders aber die Plätze und Hauptstraßen unter Strichfeuer. Die bleiernen Kugeln fliegen und zwitschern wie sonst die Schwalben am Himmelfahrtstag.

* * *

Hinter S. . . müssen wir die Straße frei machen für neuankommende Feldartillerie. Der Weg ist so schmal, daß keine der beiden Parteien wenden kann. Wir müssen auf der Straße abprotzen und Geschütze und Fahrzeuge nebenan in den Wald stellen.

Nach etwa einer halben Stunde machen wir von neuem kehrt und fahren eine Strecke vor dem Walde in einer tiefen Mulde auf. Rechts und links werden unsere Haubitzen von Geschützen der Feldartillerie flankiert, die mit ihrem dünnen Halse kräftig und tapfer mitbellen.

Um die Mittagszeit wird jedem Kanonier eine Flasche Wein ausgehändigt. Man kann gegen Alkohol vorbringen, was man will, ich sage nur das eine: manchmal ist man froh, wenn man welchen hat. Unsere Nahrung den ganzen Tag über besteht aus nichts anderem als Wasser und Wein. An Fleisch und Brot ist nicht von ferne zu denken, die Flüssigkeit muß uns auf den Beinen halten. Trotzdem wird von unserer Seite prachtvoll geschossen.

Kurz vor Feierabend verirrt sich ein Französling in die Protzensammelstelle und verwundet zwei Fahrer und vier Kanoniere.

* * *

Am Morgen erleben wir eine große Ueberraschung. Der Hauptmann strahlt, das liegen gelassene vierte Geschütz hat sich wieder eingefunden. Fahrer haben es in der Nacht geholt und die kaputtgegangenen Speichen durch Knüppel und Behelfsstricke ersetzt. Jetzt läuft die Kiste wieder; aber um ganz sicher zu sein, holen wir vom Vorratswagen zwei Reserveräder und setzen sie ein.

Als Abschiedsgruß jagen wir noch einige Rollsalven hinaus. Dann protzen wir auf und fahren zum dritten Male durch S. hindurch nach M. im Tale unten. Noch vom gestrigen Tage her ist die Straße böse zugerichtet, von geplatzten Granaten aufgerissen, jeder Uebergang, jede Unterführung gesprengt. Aber allenthalben ist die Ameisenschar unserer Pioniere an der Arbeit. Unermüdlich schleppen diese Soldaten Steine, Baumstämme und Knüppel, um die Straße auszubessern oder um Nothrücken zu schlagen und zu verstärken.

In M. ist man eben dabei, einen Fouragepark einzurichten. Wir empfangen Essen und kochen ab. Zum Schlafen komme ich diese Nacht nicht, ich habe Wache.

* * *

Bei Morgengrauen brechen wir auf und erreichen bei glühendem Sonnenbrand E. . . Hier ist fröhlicher Wald, wir dreifen den dunkelen Schatten. In einer Schneise wird aufgefahren und eine regelrechte Deckung ausgehoben. Diese Arbeit kostet Schweiß; aber wir schippen mit Freude, wissen wir doch: morgen ist Ruhetag.

Ruhetag — trügerisches Wortgebilde. Keinen Tag der Ruhe bezeichnet es, eher einen Tag der Unruhe. Wohl wird nicht marschiert und nicht geschossen, aber der verdammte Kleinkram macht einem das Blut voller Querelei.

Vor allem müssen die Hemden und die Socken gewaschen werden, Mützen und Halsbinden dazu. Waschen ist das kleinere Kunststück, Trocknen das größere. Während das Zeug zum Trockenwerden über einer Staude oder einem Busch hängt, muß scharf aufgepaßt werden, daß nichts verschwindet. „Der Herr ist mit dir und du gehst mit mir“ ist ein beliebtes und gern befolgtes Soldaten-Sprichwort.

Am Nachmittag soll Appell in Waffen, Stiefeln und Kleidungsstücken sein. Selbst wenn Mars die Stunde regiert, hört der verfluchte Gamaschendienst nicht auf. Aber vielleicht ist es gut so. Vielleicht braucht der gemeine Mann andauernde Beschäftigung oder sonst etwas, das seine Nerven und seine Arme beschäftigt. Wenn das nicht wäre, wenn er sich gänzlich selbst überlassen bliebe, würden ihn die bösen Gedanken auffressen, wie das Unkraut den Acker.

* * *

Am 30. August wird weitermarschiert. Wir fahren nach einem Schloß, das rechts seitlich von der Chaussee abliegt, ich glaube, es heißt „Zu den schönen Springbrunnen“. Dieser Name gehört ihm zu Recht; denn die Wasserspiele im Parke rauschen, die Fontänen plätschern und lachen den Himmel an, daß es eine Freude ist, und man sich an der Schönheit dieses Erdenfleckes gar nicht sattsehen kann.

Der Besitzer des Schlosses ist geflüchtet und hat nur ein paar Diener zurückgelassen. Die rümpfen arrogant die Nasen, als sie unsere verstaubte Kleidung sehen und als sie unseren Schweiß riechen; aber vor Angst werden sie ganz menschlich, als wir das Bajonett aufpflanzen und sämtliche Räume des Schlosses durchsuchen. Ja, ja, die Angst verwandelt des Menschen Herz und dreht seine Gesinnung wie einen haltlosen Zeuglappen.

Im Parke gehen wir in Feuerstellung; jede Haubitze rechts und links beschützt von mächtigen Bäumen, die vorzüglich gegen Fliegersicht decken. Weiter vorn muß eine Reihe der köstlichen Bäume umgelegt werden, weil sie das Schußfeld behindert. Und artilleristischen Erwägungen müssen die künstlerischen weichen, davor hilft kein Gatt, dafür ist Krieg.

Mit dem Schießen wird nicht lange gesäumt. Der Hauptmann will den Franzosen zeigen, daß wir auf dem Kiwif sind. „Sonst vergessen sie unsere Marke“, sagt er. Wichtige Abmarschstraßen sind unser Ziel. Drei Stunden lang fliegen aus unseren Rohren die Geister der Vernichtung aus.

* * *

Am Sedantag in der Frühe kriegen wir Brot und warme Würstchen. Das ist das einzige Gute, das uns bis zum Abend widerfährt . . . . .

* * *

4. September. Am Spätnachmittag machen wir den Versuch, nachzufahren. Die Franzosen, die von ihren vorgeschobenen Beobachtungsstellen die Auffahrtsstraße einsehen können, empfangen uns mit einem solchen Schrapnellregen, daß wir gerne wieder umkehren.

In der Nacht wiederholen wir unser Manöver mit besserem Erfolg. Trotzdem noch hie und da Granaten die Straße bestreichen, gelangen wir unbeschädigt bis nach Les Feignes hinein. Dicht vor dem Berge fahren wir auf und schießen hinüber.

(Schluß folgt.)

Gegen Abend fuhren wir vor einem brennenden Dorfe in Stellung.

Die blaue Jacke.

Skizze von **Ida Boy-Ed.**

Eine Minensuchdivision tastete sich im Novembernebel als der Tag endete, die Trave hinauf. Die elf Boote sahen aus, als habe man aus einem Kohlenbergwerk große Bruchstücke herauf geholt und ließe sie nun schwimmen. Sie konnten selten ihrem eigenen Rauch entrinnen. Ihre Art war, bei leisem Gleiten an der Stätte ihrer Manöver nach unter Wasser ausgelegten Minen zu suchen.

Nun, da sie den Fluß hinauf im bleichen, stechenden Nebel schlichen, um mit der gebotenen vorsichtigen Fahrt in den Hafen von Lübeck zu gelangen, schlug der dick qualmende Kohlenrauch aus ihren kurzen Schornsteinen auf Deck nieder und machte aus Mannschaften und Offizieren Neger und aus den Booten schwarze Gespensterschiffe. Bekümmert hing die berußte Flagge der Kriegsmarine am Heck. Auf der Zunge hatten die Leute den Geschmack von Nebel und Kohlenstaub.

So zogen sie einher, als phantastische Formen, im Nebel nur gleich grauen Silhouetten auf weißlichem Grunde. Nun tauchte die Stadt vor ihnen auf, eine blasse Zeichnung, von den Schleiern der Luft verhüllt: das ragende Burgtor auf hohem Wall, die vielen Türme, schlank, mit den spitzen Dächern. Der Nebel hatte alle Farben weggewischt: die roten der Mauern, die grünlichen der Kirchtürme.

Am Hafen standen viele Menschen und sahen dem schwierigen Unternehmen zu, wie Boot um Boot festmachte; einige am Kai, andere Bord an Bord mit den an den Kai gehängten, so daß sie einer dichten Schar schwarzer Tiere glichen.

„Gottlob,“ dachte Klaus Dahlsen, „nu morgen bunkern, un denn Rein-Schiff — un denn übermorgen!“

Einen Tag der Ruhe und Sauberkeit nach einer unerhörten Woche. Wegen Unwetters hatten an manchem Tag Offiziere und Mannschaften, die gleiche Kost aßen, erst abends, wenn ma wo unter Land vor Anker ging, etwas Warmes in den Magen bekommen.

Das sollte nun aber ein Sonntag werden! Mutter hatte geschrieben, daß 50 Mark kämen. Ihre Fischerei auf Finkenwärder brachte ihr was ein. Und Engeline, seine Braut, wollte kommen, trotzdem ihre Eltern, die den Schifferkrug hatten, sie Sonntags schlecht entbehren konnten. Mutter war immer noch gegen das Mädchen. Aber da half nun nichts: geheiratet wurde, sobald seine Zeit bei der Marine um war — wenn ihm auch eigen zumut wurde bei dem Vorsatz, als habe er ein schlechtes Gewissen. . . .

Der Sonnabend ging in scharfer Arbeit hin. Alle Boote bunkerten, und das Gerassel der Kohlen, das Rauschen ihres Hinabsausens in den Raum, der schwarze Staub machten Ohren und Augen nervös. Und dann Rein-Schiff! Und Sonntag lagen die Boote da, als fauchten sie nie schwarzen Atem aus und hätten nicht Verderben im Leibe!

Mittags holte Klaus seine Engeline von der Bahn. Als sie den blonden Mann, der von Sauberkeit glänzte, so schlank in der blauen Jacke da stehen sah, wallte ihre Verliebtheit glühend auf. „Klaus, wir gehen zu Tanz?“ — „Ob!“ sagte der nur, denn er hatte das inbrünstige Vergnügen der Seeleute am Tanz. „Aber erst mal Kaffee getrunken, mit so viel Kuchen, als du willst. Und Mutter, die hat 50 Mark geschickt.“

„Hurra! Die müssen hindurch“, rief Engeline.

„Nich auf einmal,“ sagte er bedächtig, „Mutter erarbeit' sich das schwer.“

Sie zogen zur Stadt, ihre Liebesseligkeit glänzte auf ihren Gesichtern. Dann saßen sie in der Konditorei und schmausten.

Plötzlich bemerkten sie durchs Fenster, daß die Menschen alle in einer Richtung dahinströmten. Und jemand rief das Wort: „Feuer!“ — Die Ortsangesessenen hörten es mit Grauen — denn seit vielen Monaten schlich, unfaßbar, ein Wahnsinniger, der vielleicht krankhafte Wonnen beim Anblick von Flammen genoß, durch die mächtigen Holzlager der Stadt, immer dem Ufersaum folgend, als sei das Wasser seine Straße. Und in fünf Feuersbrünsten waren schon für Millionen Holz verzehrt.

Klaus stand auf und zahlte. „Ja“, sagte Engeline aufgeregt, „wir wollen hin und zugucken. Und denn zu Tanz!“

„Nee — zugucken? Das nich, Schatz, ich muß an Bord — Feuer am Hafen — wir müssen woll helfen“ . . . .

„Ihr? Das geht euch doch nichts an; laß doch die Lübecker ihr Feuer allein löschen.“

„Uns geht das immer an, wenn was passiert — meinst, daß wir zugucken soll'n, wenn Gefahr is? — Aber nu flink.“

Flink? Man lief ja schon.

„Kind,“ sagte er im raschen Gang, „wenn unser Kommandant gerade mein Boot zum Helfen kommandiert, kann ich nich wieder an Land. Dann mußt du nach Hamburg zurück.“

Das Mädchen erblaßte vor Enttäuschung. Sie hielt ihn fest. All ihre Heftigkeit schäumte auf.

„Du bleibst! Untersteh' dich nicht, mich allein zu lassen! Ich bin von Hamburg hergekommen, weil ich mich mal satt tanzen wollt mit dir. Wie verrückt hab ich mich gefreut!“

„Ich auch,“ sagte er hart und riß sich los.

Sie blieb mit Hast an seiner Seite und faßte wieder seinen Aermel.

„Lauf mit nicht weg, hör' doch: du kannst ja zu deinem Oberleutnant sagen, du hast es nicht gemerkt“ . . .

Er riß sich zum zweitenmal los.

„Du . . du“ . . keuchte er und rang ein Schimpfwort nieder. „Du beschimpfst mir meine blaue Jacke, wenn du mir so was anfinnst.“ . . .

Ueber ihnen, am Stück Himmel, das in die schmale Straße sah, zog qualmendes Gewölk auf — Klaus lief.

Engeline rannte hinter ihm her. Sie kamen am Hafen an. Auf den Booten war rasches Leben. Von allen Seiten jagten die Seesoldaten und Offiziere heran. Kommandorufe erschollen.

„Adieu,“ sprach Klaus, „und wenn du das mit verzeihen kannst, denn man überhaupt adieu. Denn bist du nich für mich, und Mutter hat doch recht“ . . .

Und da war er auch schon an Bord. Das Mädchen stand und sah zu, wie sein Boot loswarf. Da glitt es auch schon hin. Sie folgte auf den granitenen Kantsteinen des Kais, sie sah Klaus. Er hatte keine Zeit zu einem Blick auf sie. Und da vor ihnen — da war etwas Ungeheures. Am anderen Ufer, drüben am Eingang des Hafens stand eine Mauer von Flammen. Goldhell und lückenlos schien diese Wand von Glut, und oben zerfaserte sie in Fetzen. Die schwangen sich empor, als seien sie von einem rötlichen, spitz zugeschnittenen Stoff, den der Wind unaufhörlich aufblase — ruhelos wurden sie aufgejagt, und sie fuhren mit ihren feurigen Lappen hinein in ein ungeheures Gewölk von Rauch. Das quoll und breitete sich vor dem Himmel aus und zog als dunkles Lager über die Stadt. Und der Tag sank. Da ward der Schein furchtbarer, die Flammenwand fast weiß. Und rückblickend sah man die ragende Stadt, rot waren ihre Mauern beschienen, umglutet standen die hohen Kirchtürme.

Am diesseitigen Ufer drängten sich die Menschen in der von drüben wirkenden Hitze. Unter ihnen Engeline. Sie sah mit bösem Gesicht hinüber. Dunkel vor dem Feuermeer, auf dem Strom, der von Blut und flüssigem Metall schien, sah man das Minensuchboot neben dem Dampfer der Hafenspritze. Man sah manchmal die Gestalten von Feuerwehrleuten — man erkannte auch die Seesoldaten, wie sie an den Grenzen dieser Hölle mit Schläuchen und langen Stangen hantierten.

Eine Stimme sprach neben Engeline:

„Unsere braven Blaujacken — das ist nun ihr Sonntag.“ — —

In wunderbarer Gelassenheit brannten die flammenden Holzmassen. Schwebende Funken flogen als Leuchtkäfer in die Rauchschwaden hinauf. Im leichten Wind spielten die Feuerzungen in schrecklicher Anmut. Sie färbten die Gewölklager unterm Himmel düsterrot, und ihr Schein umfloß das Backsteingemäuer der Stadt. Und das Knistern machte eine feine, graziöse Musik dazu. — —

Allen war zumut, als seien sie krank und unglücklich. Das Verbrechen und das Element zeigten einmal wieder, wie unsicher alles Menschliche ist. . . . Engeline dachte: „Da verbrennt mein Glück!“ — Sie war so töricht wie die meisten Menschen; sie suchte das Zerstörerische draußen anstatt in sich selbst.

Aber nein, sie wollte noch kämpfen. — Sie dachte: „Die werden doch mal abgelöst!“ Sie wartete mit den Tausenden in der Hitze.

Unüberwältigt brannte das Feuer. Rauch und Flammen, wenn der Wind sie zerriß, tauchten umloderte Hausgiebel an der jenseitigen Grenze des Holzplatzes auf. — Nun schien es Engeline, als löse sich drüben ein Dingy vom Boote los — Seesoldaten saßen darin. Sie drängte durch die Menschen. Die schwarze Nußschale mit den Seesoldaten glitt rasch den blutigroten Fluß hinauf. Engeline kam viel später an der Liegestelle der Minensuchdivision an. Da war Unruhe. Ein weiteres Boot machte seine Löschvorrichtungen klar.

Dort — war das nicht Klaus? Und im unsicheren Licht schien ihr, als sei man um ihn beschäftigt.

Sie konnte nur warten und hoffen. — — — Aber er hatte sie wohl gesehen — denn nach einer ihr endlosen Zeit kam er heran, von Bord zu Bord übersteigend. Und seine Wange war bebunden. Sie schrie auf.

„Das is nichs, das heilt flink wieder. Ich wollt man sagen, was stehst du hier? Als wir den verbiesterten Leuten aus ihren Häusern halfen und sie ihr Dach brennen sahen und auf ihrem bißchen Kram auf dem Felde hockten, da hab' ich noch mehr Wut auf dich gekriegt. Daß du das man weißt! An nichs denkst du als an dein Pläsier! Ich denk aber an Mutter und an meinen Fahneneid“ . . . .

„Fahneneid . . was hat das damit“ . . .

„Meinst, weil das nich alles extra beschworen wird? Aber das gehört da doch zu. — Und fahr' man nu nach Hamburg, kriegst leicht zehn andere Bräutigams. Aber nach 'ner Blaujack' mach' nich wieder Augen — das sind zu schwere Kerls. Du brauchst 'nen Leichten“ . . . .

Und er sah an ihr vorbei; denn es tat doch weh, und sie war 'ne hübsche, flotte Deern. — Aber gerade darum: zu flott für einen, der die blaue Jacke trägt.

Da schrillte ein Signalpfiff. Der rief seine frische Entschlossenheit auf. Und mit ein paar Sätzen war er an Bord des Bootes, das loswarf, um den rotdüstern Fluß hinab, auf das stetig lodernde Feuer zuzugleiten. Und im Gemüt des Mannes war das erhebende Gefühl eines einfachen Stolzes.

Beleidigung der Presse.

Prinz Heinrich erzählte bei seinem Besuch in New York, sein kaiserlicher Bruder habe ihn darauf aufmerksam gemacht, daß in Amerika die Zeitungsleute „Generale“ seien. Der Prinz befleißigte sich hier der Presse gegenüber größter Liebenswürdigkeit; drüben wurde sie indessen weiter im Unteroffizierston behandelt. Das hat sich während des Krieges geändert — die Regierung hat die Bedeutung der Presse kannt und anerkannt. Ein Beweis hierfür: die Potsdamer Kommandantur hat die weitere Verbreitung des Theaterzettels des Potsdamer Kgl. Schauspielhauses für eine Abendvorstellung „Das Glücksmädel“ verboten, weil auf der Rückseite des Zettels in einem von Axel Delmar verfaßten und unterzeichneten Artikel „Die Großmacht Schwarz und Weiß“ Beschimpfungen gegen die Presse enthalten waren. Ferner wird beim Kgl. Hofmarschall-Amt die Ergreifung von Maßnahmen zum Schutze gegen Verhöhnungen beantragt.